

dtv

Frida ist vierzig und seit langem geschieden. Sie hat sich in ihrem Singledasein ganz gut eingerichtet und genießt ihre Unabhängigkeit. Als Lehrerin für Deutsch und Kunst kommt sie sowohl mit Schülern wie mit Kollegen gut klar. Unangenehmes, Tiefgründigeres oder Zweifel schiebt sie mit einem nonchalanten »Schwamm drüber« von sich. Dass sie keineswegs so selbstsicher und stark ist, wie es den Anschein hat, zeigt sich, als ihr Bruder nach einem schweren Autounfall stirbt. Sie hat ihm versprochen, seiner verwöhnten und etwas lebensfremden Frau Luise beizustehen. So zieht Frida schweren Herzens zu ihr auf das Landgut Wernebeck. Doch Luises Schwester Bettina sorgt für Spannungen, eine beunruhigende Diagnose macht Frida zu schaffen und nicht nur Schwager Fritz stellt sie vor schwerwiegende Entscheidungen ...

Ursula Schröder, geb. 1957, ist Autorin erfolgreicher Romane und PR-Beraterin in ihrer eigenen »Text & Ideenwerkstatt«. Sie lebt mit ihrer Familie im Sauerland. Mehr unter www.ursulaschroeder.de

Ursula Schröder

Schwamm drüber

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Ursula Schröder
sind bei **dtv** außerdem erschienen:
Umzug ins Glück (**dtv** 21265)
Alles auf Anfang, Marie (**dtv** 21375)
Frau Rosenberg legt los (**dtv** 21517)



Originalausgabe 2015
© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co.KG, München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/Narratives
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Gesetzt aus der Sabon Antiqua, 10/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21610-4

1

Mein Bruder Ole war nie krank und fast immer gut gelaunt. So konnte er ohne größere Probleme einen stressigen Job in der Chefetage einer großen Bank ausüben und mit einer anspruchsvollen Frau verheiratet sein. Luise, eine geborene von Staaden, hatte zwar ein nicht unerhebliches Vermögen mit in die Ehe gebracht, dessen Genuss sich die beiden – in Verbindung mit Oles nicht unerheblichem Gehalt und in Ermangelung von Kindern – redlich teilten. Aber sie gehörte nun mal zu den Frauen, die gern große Hüte tragen und denen man deshalb das entsprechende Ambiente bieten muss: Gartenpartys mit Champagner, Golfturniere, Kreuzfahrten, solche Sachen. Ole tat das, ohne mit der Wimper zu zucken. Mag sein, dass er dort auch nebenbei noch die richtigen Leute für seine großen Geschäfte traf. Auf jeden Fall schien er sich nicht unwohl zu fühlen. Im Gegenteil, er vermittelte einem immer den Eindruck, es ginge ihm prächtig. Könnte gar nicht besser sein.

Deshalb war es kaum zu fassen, dass er eines Tages – nach einer Reifenpanne mit einem Mietwagen – auf der Autobahn von einem anderen Auto erfasst und schwer verletzt wurde. So schwer, dass er nach zwei Tagen auf der Intensivstation starb. Mit siebenundvierzig. Das ist doch viel zu früh.

Am Tag vor seinem Tod hatte ich noch an seinem Bett gesessen, umgeben von blinkenden und piepsenden

Geräten, und ungläubig auf sein merkwürdig grünlich-blasses Gesicht gestarrt, das so ganz anders aussah als gewohnt. Er hatte schwerste innere Verletzungen; ein Arm war mehrfach gebrochen und lag bewegungslos unter der Decke, mit dem andern nestelte er nervös an seinem Krankenhaushemd herum, bis ich Angst hatte, er würde die auf dem Handrücken liegende Infusion verlieren.

Schließlich legte ich meine Hand über seine. Sie fühlte sich kalt an. »Ole, sei ganz ruhig«, sagte ich.

»Wie kann ich das?«, fragte er. Mit einer Stimme, die genauso erschreckend fremd war wie sein Anblick. »Was soll aus Luise werden, wenn ich nicht mehr da bin?«

Ich muss gestehen, dass ich in dem Moment eher eifersüchtig war als schockiert. Die Ärzte hatten uns nicht viel Hoffnung gemacht. Ein Mitarbeiter der Bank war auf Oles Geheiß schon früher da gewesen und hatte alles Mögliche an Verfügungen und Anordnungen notiert, damit das Kreditinstitut auf jeden Fall weiterarbeiten konnte. Und jetzt machte sich mein Bruder nur noch Gedanken um seine Frau. Von mir war nicht die Rede. Von mir erwartete jeder, dass ich allein zurechtkam. Na ja, immerhin war mir das seit meiner Scheidung vor vierzehn Jahren ja auch ganz gut gelungen.

»Wirst du dich um Luise kümmern, Frida?«, fragte Ole besorgt.

Ich sah ihn erschrocken an. »Nun werd du erst mal wieder ...«

»Angenommen, ich werde nicht wieder«, unterbrach er mich mit einer Sachlichkeit, die mir die Kehle zuzschnürte. »Wirst du dich um Luise kümmern? Sie schafft das nicht allein.«

»Natürlich werde ich das«, gelobte ich ihm.

»Versprich es mir.«

»Ich verspreche es dir.« Was anderes blieb mir ja gar nicht übrig. Natürlich konnte ich zu diesem Zeitpunkt

nicht ahnen, was das für weitreichende Konsequenzen haben würde.

Es war ganz klar, dass die Tage nach Oles Tod äußerst schwierig zu bewältigen waren. Manchmal denke ich, dass ich sie nur deshalb so gut überstehen konnte, weil ich mich in erster Linie auf Luise konzentrierte, die völlig überfordert war. Da hatte ich gar keine Zeit, um selbst am Rad zu drehen. Mein Schulleiter hatte mir, mit wenig Anteilnahme, die Zeit bis zur Beerdigung freigegeben, damit ich mich um die tausend Details kümmern konnte, während Luise planlos dies und jenes anfang und dann doch nicht zu Ende brachte. Am besten aufgehoben war sie noch, wenn Leute zum Kondolenzbesuch vorbeikamen und sie darüber sprechen konnte, wie sehr Ole ihr fehlte.

Aber irgendwann war diese Zeit vorbei, ich musste wieder arbeiten, und Luise schlief immer noch auf dem Sofa in meinem Arbeitszimmer, weil sie es zuhause allein nicht aushalten konnte.

Als wir am Montagmorgen zusammen gefrühstückt hatten und ich meine Schultasche über die Schulter hängte, sah sie mich mit einem Blick an, der schon fast panisch wirkte. »Frida, was mache ich denn jetzt?«

»Du könntest den Tisch abräumen und in der Küche Ordnung machen«, schlug ich vor. Ehrlich gesagt war ich mehr mit der Frage beschäftigt, ob meine Vertretungen wohl die von mir vorgeschlagenen Aufgaben durchgeführt oder eher aus Bequemlichkeit mit den Deutschklassen Beschäftigungstherapie gemacht hatten, was sich unweigerlich darin niederschlagen würde, dass ich bis zur nächsten Klassenarbeit nicht so weit kommen würde wie geplant.

Aber Luise waren natürlich meine Schüler egal. »Klar, das mache ich«, sagte sie und hob ein paarmal die Arme,

um sie dann wieder hilflos fallen zu lassen. »Aber ich meinte nicht nur die nächsten zehn Minuten. Eigentlich wollte ich ja nach Hause fahren, aber ...«

Ich war nicht besonders gut darin, mir Luises Kopf zu zerbrechen. »Du kannst ruhig noch hierbleiben«, sagte ich und machte ein paar entschlossene Schritte in Richtung Wohnungstür. Ich hasse es, wenn ich quasi mit dem Schulgong das Lehrerzimmer erreiche und sofort losrennen muss. »Setz dich ins Wohnzimmer und lies etwas. Ich komme gegen zwei zurück.« Vielleicht würde sie die darin versteckte Botschaft verstehen und für uns beide was zu essen machen. Kochen konnte sie gut. Wenn sie emotional stabil war.

Das war leider noch nicht der Fall. Mehr als ein Fertiggericht hatte sie nicht zustande gebracht, als ich mittags nach Hause kam. Dafür hatte sie eine Idee ausgebrütet, die wiederum mich ziemlich beunruhigte.

»Ich kann dir hier nicht auf Dauer zur Last fallen«, sagte sie. »Aber ich schaffe es einfach nicht, mich an den Gedanken zu gewöhnen, ganz allein auf Wernebeck zu wohnen.«

Wernebeck, muss man wissen, ist das Landgut, das sich Ole und Luise gegönnt haben, als es ihnen in ihrem Bungalow zu langweilig wurde. Ein repräsentatives Anwesen mit Innenhof und einigen Nebengebäuden, wo man problemlos die Romane von Fontane verfilmen könnte. Wenn ich mich recht erinnere, war der Kauf sogar noch eine Art Gefallen für den ehemaligen Besitzer, der wohl nicht besonders gut mit Geld umgehen konnte. Nachdem er nach und nach den umliegenden Wald verkauft hatte und feststellen musste, dass nun keine Einkünfte mehr da waren, die ihm die Unterhaltung des Gutes ermöglichten, rettete der Verkauf ihn in letzter Minute vor der Insolvenz.

Natürlich hätten auch Ole und Luise sich ein wenig

verhoben, wenn sie ganz Wernebeck allein hätten bewohnen wollen. Aber es gelang Ole, für die diversen Nebengebäude Mieter zu finden und die riesige Scheune an jemanden zu verpachten, der dort Wohnwagen in stand setzte und ins Winterquartier nahm. Insofern war Luise nicht völlig allein auf dem Areal, aber in dem feudalen Haupthaus hatte sie natürlich nur mit Ole gelebt.

»Könntest du denn nicht Bettina fragen, ob sie für eine Weile kommt?«, schlug ich vor. Luises Schwester war wie ich geschieden und lebte in Düsseldorf, aber im Gegensatz zu mir war sie nicht gezwungen, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

»Ich hab bei der Beerdigung mit ihr gesprochen«, sagte Luise. »Aber leider hat sie wohl im Moment sehr viel zu tun.«

»Hm«, machte ich.

»Und Fritz kann ich nicht fragen«, fuhr Luise fort. »Der hat im Moment mit seiner Scheidung genug um die Ohren, das geht gar nicht. Außerdem brauchen die ihn ja in seinem Autohaus.«

Sie hatte sicher recht damit. Ich konnte mir jedenfalls ihren Bruder Fritz nicht als denjenigen vorstellen, der für Luise Tee kochte und darauf achtete, dass Klopapier im Haus war.

»Deswegen«, Luise holte tief Luft, »habe ich mir überlegt, dass du zu mir ziehen könntest.«

Mir fiel fast die Gabel aus der Hand. »Ich? Zu dir? Aber ...«

Luise sah mich unbeeindruckt an. »Ich hab doch Platz ohne Ende. Und du könntest die Miete sparen.«

Was für ein blödes Argument. Ich war schließlich nicht die mittellose Verwandte, die man sich noch vor hundert Jahren ins Haus holte, damit sie versorgt war, und ihr zum Dank dafür die Bettwäsche flickte. »Luise, ich lebe sehr gern allein. Ich brauche meine eigene Welt.«

»Das könntest du bei mir doch auch«, argumentierte sie. »Ich hab mir schon genau überlegt, wie das gehen könnte. Du kriegst oben das Erkerzimmer und die beiden Räume daneben, da gibt es sogar noch diesen Verschlag, aus dem man einen begehbaren Kleiderschrank machen könnte. Wir müssten nur das Bad umbauen lassen. Dann teilen wir das Stück vom Flur ab, und du hast einen Bereich ganz für dich.«

Hui, das ging mir ein wenig zu schnell. »Ich weiß nicht«, sagte ich mit einem flauen Gefühl im Magen. »Schon allein meine Sachen ...« Das Erkerzimmer war großzügig, das wusste ich. Die anderen Zimmer kannte ich nicht so genau. Aber in jedem Fall würde ich mich deutlich kleiner setzen als jetzt.

»Bitte denk drüber nach, Frida«, bat sie mit einem flehentlichen Blick. »Vielleicht wäre es ja wenigstens möglich für ein Jahr oder so? Und wenn es gar nicht klappt, suchst du dir eine andere Wohnung.«

Das sagte sie mit großer Selbstverständlichkeit. Ich war mir da nicht so sicher, aber ich hatte schließlich Ole versprochen, mich um Luise zu kümmern. Da half es wenig, dass alle meine Freunde aus dem Kollegium gegen das Unterfangen Sturm liefen.

»Du wärst bescheuert, wenn du das tust!«, verkündete Marita nachdrücklich. Vor Aufregung hatte sie schon ihre üblichen hektischen Flecken auf der Wange und am Hals, für die sie seit Jahren den Spitznamen ›Margarita‹ trägt. Wie die Pizza. Schüler sind da nicht sehr feinfühlig.

»Überleg dir das gut!«, warnte Isabel. »Du bist doch ein Typ, der seinen Freiraum braucht.«

Sogar Jochen stimmte mit in den Unkenchor ein. »Das ist nichts für dich, Frida. Denk an deine Unabhängigkeit.« Er musste es wissen, denn wir hatten vor einigen Jahren, als er noch neu im Kollegium war, mal mit der Möglichkeit einer engeren Verbindung geliebäugelt – um

dann recht schnell zu erkennen, dass es für uns beide nicht das Richtige war.

Aber die geballte Kollegiumsmeinung war nur ein schwacher Gegenpol gegen Luises Ansinnen und mein schlechtes Gewissen meinem Bruder gegenüber, wenn ich sie jetzt im Stich ließe. Immerhin hatte sie mich schon nach kurzer Zeit so weit, dass wir uns das Ganze mal vor Ort ansahen.

Die Rückkehr nach Wernebeck war für Luise ja wirklich schwer. Alles war durchsetzt mit Erinnerungen an Ole. Seine Bücher auf dem Schreibtisch, seine Kleider im Schrank, seine Sammelstücke auf dem Kaminsims ... Sogar der Aufsitztrecker im Carport ließ Luise seufzen. »Davon hat er so gut wie nichts gehabt«, sagte sie bekümmert. »Den hat er erst letzten Herbst gekauft. Mit der Schneefräse, und dann hat es diesen Winter kaum geschneit.« Melancholisch streichelte sie den Kunstledersitz, der nun nie wieder in Kontakt mit Oles Allerwertestem kommen würde.

Mich interessierten eher die Räume, die sie mir andienen wollte. Das Erkerzimmer konnte mich wahrhaftig locken, mit einem atemberaubenden Blick über den Rosengarten und die Streuobstwiesen bis zu den Fischteichen, die an das Grundstück angrenzten, aber nicht mehr zu Luises Latifundien gehörten.

Das Bad war schon eine andere Sache. Es besaß eine Wanne, die alt war, ohne eine Spur von antikem Flair zu versprühen, und keine Duscharmatur hatte. Aber was noch schlimmer war: Es gab keine Toilette. Dafür hätte ich einige Meter weiter auf das Gästeklo gemusst, das sich in der Nähe der Treppe befand.

Auch Luise sah ein, dass das kaum akzeptabel war. »Das müssen wir umbauen lassen«, befand sie. »Ich rufe den Installateur an und lasse mir ein Angebot machen.« Ich hoffte, sie würde mich in die Planung mit einbezie-

hen, damit ich wenigstens die Fliesen aussuchen könnte. Aber ich sagte ihr lieber nichts, denn noch hatte ich ihr nichts versprochen. Ein Ton, und ich käme nie wieder raus aus der Nummer.

Wir wanderten weiter in die beiden anderen Räume, die sie mir zugedacht hatte: eine Art Hausarbeitsraum, etwas schmal, aber mit gutem Willen als Einzelschlafzimmer vorstellbar. Es erinnerte mich ein wenig an das Zimmer meiner Kindheit; als einziges Mädchen der Familie hatte ich zwar das Privileg genossen, ein eigenes Zimmer zu haben, während meine Brüder Ole und Sören sich einen Raum teilen mussten. Aber die Bewegungsfreiheit beschränkte sich auf gefühlte zwei Quadratmeter – wenn eine Freundin bei mir übernachten wollte, passte die Luftmatratze gerade mal so zwischen mein Bett und das Bücherregal.

Mehr Hoffnungen erweckte der zweite Raum, der Luise zurzeit als Gästezimmer diente: gut geschnitten, schön hell und vor allem mit einem kleinen Balkon mit schmiedeeisernem Gitter, der die Zufahrt zum Innenhof überblickte. Hier könnte man am Abend sitzen (die Richtung zeigte nach Südwest) und eventuell direkt links und rechts eine Birne vom Spalier pflücken. Wie Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Dieses Zimmer würde ein sehr schönes Arbeitszimmer abgeben. Und um den Verschlag, den man nach Luisers Planung in eine Art Einbau-Kleiderschrank verwandeln könnte, würden mich viele Frauen beneiden, auch wenn er nicht unbedingt die Ausmaße von Hollywoodstar-Ankleidezimmern hatte.

Blieb ein Problem. »Ich hätte keine Küche«, stellte ich stirnrunzelnd fest.

Luise sah mich mit großen Kulleraugen an. »Brauchst du denn eine eigene Küche?«, fragte sie. »Sieh mal, mir würde es richtig Freude machen, für dich mit zu kochen. Dann hättest du doch auch viel mehr Zeit für dich.« Sie

bemerkte mein skeptisches Zögern und beeilte sich hinzuzufügen: »Und wenn du willst, kannst du natürlich auch die Küche benutzen. Wir teilen den Kühlschrank in zwei Bereiche und die Speisekammer auch.«

Beides schien nicht so ein Problem zu sein. Der Kühlschrank, ein ultramodernes Gerät mit unterschiedlichen Klimazonen und Eiswürfelpender, war sogar für amerikanische Verhältnisse riesig. Und auch die Speisekammer, ein Relikt aus den hochherrschaftlichen Anfangszeiten des Gutes, war offensichtlich dafür ausgelegt, die Vorräte für längere Epochen zu beherbergen. Es gab darin noch Anachronismen wie einen vergitterten Eierschrank und mächtige Haken an der Decke, von denen vielleicht früher der Schinken herunterbaumelte oder auch ein totes Wildschwein.

»Was mache ich denn dann mit meiner Küche?«, wandte ich ein. Die hatte ich mir erst vor einigen Jahren zugelegt und war nicht besonders begeistert bei dem Gedanken, sie wieder abzugeben.

»Die kannst du doch erst mal einlagern«, schlug Luise vor. »Und dann kannst du immer noch überlegen, ob du sie brauchst oder verkaufst.«

Um diese Frage weiterzuverfolgen, stapften wir beide über den Hof und begutachteten die Möglichkeiten des ehemaligen Kuhstalls. Genau daneben befand sich die Scheune mit der Wohnwagen-Werkstatt, und Luise beschloss, den fachmännischen Rat des Betreibers einzuholen.

»Ach, Herr Biermann, gut, dass wir Sie treffen«, flötete sie dem vierschrötigen Kerl entgegen, der vor dem Scheunentor mit einem halbhoher Anhänger beschäftigt war. »Sie können uns doch sicher helfen, oder?«

Es war weniger eine Frage als ein Appell, und das sah Herr Biermann auch schnell ein. Mit großer Geste legte er einen Schraubenschlüssel beiseite und richtete sich zu

seiner vollen Größe von sicherlich einem Meter fünf- undneunzig auf. Mit seinem kahl geschorenen Kopf und seiner etwas bauchlastigen Figur hätte er einen prima Komparsen für einen Gefängnis-Film abgegeben. Tatsächlich schien aber Luise die respekteinflößendere Person zu sein, denn er eilte uns sehr beflissen zu Hilfe, um zunächst das Tor zum Kuhstall zu öffnen und dann das düstere Gemäuer mit uns zu betreten.

»Das ist meine Schwägerin, Frau Baker«, stellte sie mich vor, und wie in neun von zehn Fällen ging die englische Aussprache in Herrn Biermanns Ohren unter, und er sagte: »Tach, Frau Becker«, während er mit seiner riesigen Pranke meine Hand schüttelte. Ich hatte mir in den vielen Jahren nach meiner Scheidung abgewöhnt, die Leute zu berichtigen. Aber ich bedauerte häufig, dass ich nicht die Gelegenheit genutzt hatte, meinen Mädchen- namen wieder anzunehmen. Andersens klingt eigentlich viel schöner, und jetzt hieß Luise so und ich nicht. Such is life.

Luise kam zur Sache. »Wir überlegen, wo wir am besten einige Möbel von meiner Schwägerin unterstellen können.«

»Möbel?«, wiederholte Herr Biermann und sah sich ratlos um. Der Stall war zwar vor Jahrzehnten stillgelegt worden, verfügte aber immer noch über die typische Ausstattung: Mittelgang mit den Futterrinnen auf beiden Seiten, dahinter das Holzfachwerk, durch das Generationen von Kühen ihre großen Köpfe gesteckt hatten, um zu fressen. Es lag zwar kein Stroh mehr auf dem Boden, dafür war er übersät mit Vogelkacke. Ich zählte mindestens fünfzig Schwalbennester in den Winkeln über den Fenstern. Meine arme Küche – ich würde sie sehr gut einpacken müssen, damit sie sowohl gegen die Ausscheidungen der Schwalben als auch vor dem nicht sehr erfreulichen Geruch geschützt war, der immer noch in

diesem Stall vorherrschte. Vor allem auf der linken Seite war alles Mögliche an Baumaterial und sonstigem undefinierbarem Zeug ziemlich unsystematisch gelagert worden – ich mochte mir nicht vorstellen, was man finden würde, wenn man das zu beseitigen versuchte. Von einem Kunstschatz aus dem Zweiten Weltkrieg bis zu einer Leiche war alles denkbar.

Auch Herr Biermann schien angesichts dieser Situation seine Zweifel zu haben. Er durchquerte entschlossen den Stall und öffnete auf der anderen Seite eine Tür. »Ach ja, die alte Milchküche«, sagte Luise und folgte ihm in einen Raum, der deutlich niedriger war. Der Fußboden war mit schwarz-weißen Fliesen ausgelegt, größtenteils gesprungen. Bis auf ein großes gemauertes Waschbecken und einen Holztisch war dieser Raum leer, und er stank auch nicht so intensiv, obwohl ein gewisses modriges Grundaroma deutlich wahrnehmbar war.

»Ja, das ist schon besser«, befand Luise. »Sieh mal, Frida, hier würden deine Sachen doch bestimmt reinpassen, oder?«

Ich kratzte mich etwas ratlos am Kopf. Noch hatte ich all ihren Anträgen widerstanden und keine Zusage gemacht, aber es schien, als hätte sie für jeden Einwand eine Lösung.

»Wollen Sie die Möbel für länger hier lagern?«, fragte Herr Biermann sehr sachlich und stocherte mit einem Zollstock aus seiner Tasche am Fensterrahmen herum.

»Das weiß ich noch nicht«, antwortete ich.

»Frida überlegt, zu mir zu ziehen«, erklärte Luise ihm.
»Aber sie kann dann ihre Küche nicht aufstellen.«

»Aha«, sagte Herr Biermann und kickte ein loses Stück Mörtel über den Fliesenboden. Ich folgte seinem Blick zur Decke, wo das Stück offensichtlich abgefallen war. Dort gab es bereits mehrere Stellen, an denen der Putz fehlte.

»Meinen Sie, man müsste hier vorher noch was machen?«, fragte ich ihn argwöhnisch.

»Kann ich nich sagen«, gab er lakonisch zurück und wandte sich zur Tür.

»Na, dann wollen wir Sie mal nicht weiter aufhalten«, erklärte Luise munter. Wir gingen zusammen aus der Milchküche und hatten gerade den Kuhstall durchquert, als ein Motorengeräusch zu hören war. Ein schweres Motorrad kam jenseits von Herrn Biermanns Werkstatt im offenen Teil der Remise zum Stehen. Der Fahrer stellte den Motor ab, stieg ab und nahm den Helm ab.

»Na, das trifft sich ja gut«, sagte Luise. »Da kann ich dich direkt mit meinem neuen Mieter bekanntmachen.« Sie winkte energisch und rief: »Hallo, Tom!«

Der Motorradfahrer wandte sich uns zu und kam näher. »Luise! Endlich wieder zurück?« Er schob seinen Helm unter den Arm, so wie ein anständiger Offizier das mit seiner Uniformmütze machte.

»Ich wollte dir meine Schwägerin Frida Baker vorstellen«, sagte Luise. »Frida, das ist Thomas Opterberg.«

Die schwungvolle Art, von seinem Motorrad zu steigen, hatte bei mir erst den Eindruck erweckt, er wäre noch recht jung. Aber bei näherer Betrachtung konnte man Grauspuren in seinen dunklen, kurz geschorenen Haaren entdecken und deutliche Fältchen in seinem Gesicht.

Ich schüttelte seine Hand. »Freut mich, Herr Opterberg.«

»Ach, nenn mich Tom«, sagte er. »Das tun hier alle.«

»Sehr gern«, sagte ich und meinte es auch so. Man trifft selten ein so erfreuliches Exemplar der männlichen Gattung in fortgeschrittenem Alter. Die meisten Männer, die parallel zu mir die vierzig überschritten haben, verfügen entweder über einen unschönen Bauch (wie Herr Biermann) oder die Art von schütterem Haupthaar, die

nicht so attraktiv wirkt wie bei Bruce Willis. Ganz zu schweigen von schicksalhaften Verunstaltungen wie Riesennasen, abstehenden Ohren oder Glubschaugen. Aber dieser Mann sah wirklich gut aus: groß und gut proportioniert, mit dunklen braunen Augen in einem absolut ansprechenden Gesicht.

Jetzt könnten Sie argumentieren, dass ich oberflächlich bin und nur nach dem Äußerlichen gehe. Aber das tun Männer schließlich auch. Ich denke, dass ich zwischen zwanzig und dreißig recht attraktiv war (völlig hässlich finde ich mich auch heute noch nicht, aber meine kastanienrote Haarfarbe ist aus der Tube und nicht mehr aus der Natur, es gibt da etwa fünf bis sechs lästige Kilos um meinen Äquator herum, die ich nicht loswerde, und mit jedem Lebensjahr dauert die tägliche Prozedur vor dem Badezimmerspiegel länger). Und was ich damals an blöder Anmache erlebt habe, lässt jedenfalls nicht den Schluss zu, dass Männer in erster Linie auf der Suche nach Frauen mit inneren Werten sind.

Aber Sie wollen ja sicherlich keine Klagelieder von mir hören, sondern eher etwas mehr über den gut aussehenden Tom Ofterberg. Als Nächstes lächelte er uns nämlich mit strahlend weißen Zähnen an und fragte: »Und was treibt dich und unsere gute Luise in den Kuhstall?« Dabei streckte er seinen rechten Arm aus und entfernte einen Hauch von Spinnweben von Luises schwarzem Jackenärmel.

Herr Biermann war wieder zu seinem Anhänger getrottet, deshalb erläuterte Luise Tom noch einmal exklusiv unser Vorhaben. Wobei ich mir immer noch nicht so sicher war, ob es nun auch mein Vorhaben war, auch wenn die geschätzten ein Meter fünfundachtzig Mann in schwarzer Lederkluft jedenfalls ein Argument waren, das dafür sprach.

Er nickte lächelnd zu Luises Ausführungen und sagte dann: »Sagt mir Bescheid, wenn ihr Hilfe braucht.«

»Auf jeden Fall!«, versicherte Luise ihm, und er drehte sich um und stieg die Außentreppe zu seiner Wohnung über der Remise hinauf.

Ich gebe zu, ich war ziemlich neugierig. »Seit wann wohnt denn der bei euch?«

»Erst ein paar Wochen«, sagte Luise, während wir ins Haupthaus zurückgingen. »Er ist noch dabei, sich die Wohnung fertig zu machen.«

»Ein paar Wochen? Dafür scheinst du ihn aber gut zu kennen.« Mir war nicht entgangen, mit welcher Selbstverständlichkeit er sie wegen dieses Spinnwebens angefasst hatte.

»Ach, das ist ein alter Schulfreund von Ole. Der arbeitet in der Physiotherapiepraxis neben dem Hallenbad, da haben sie sich zufällig wiedergetroffen. Irgendwie ergab sich das dann mit der Wohnung. Auf Dauer will er, glaube ich, die Remise ausbauen und sich selbstständig machen. Ich kann ihn da leider nicht mehr rausschmeißen, sonst wäre das natürlich für dich optimal gewesen.«

Das klang ganz plausibel, aber es gab dabei einen Haken. Denn Ole und ich waren von der Grundschule bis zum Gymnasium in dieselben Schulen gegangen, und während all dieser Jahre hatte es da keinen Thomas Opterberg gegeben. Das müsste ich wissen. Wenn er damals schon so gut ausgesehen hätte, dann wäre er mir auf jeden Fall aufgefallen. Wäre er der fette Außenseiter gewesen, der erst später zu einem Sahneschnittchen mutiert, könnte ich mich auch an ihn erinnern. Nach dem Abitur war Ole bei der Bundeswehr ausgemustert worden und hatte sofort studiert – und Thomas hatte ja wohl kein Studium gebraucht, um Masseur zu werden.

Das war seltsam, aber nun auch wieder nicht wichtig genug, um Luise damit zu beunruhigen. Denn in dieser Zeit beunruhigte sie alles, was mit Ole zu tun hatte – die Dinge, die sie an ihn erinnerten, genauso sehr wie die

Momente, in denen sie befürchtete, sie könnte ihn vergessen.

»Heute bin ich aufgestanden und unter die Dusche gegangen«, konnte sie zum Beispiel weinerlich erzählen, »und erst als ich nach dem Eincremen wieder meine schwarzen Klamotten sah, ist mir klar geworden, dass Ole tot ist.«

»Das ist doch nicht schlimm, Luise«, versuchte ich, sie zu trösten. »Glaub mir, du wirst ihn nicht vergessen. Aber es ist normal, dass man nicht in jeder Sekunde seines Lebens daran denkt.«

»Meinst du?«, fragte sie mit unsicherem Gesichtsausdruck. Es brauchte nicht viel, um ihr Tränen in die Augen steigen zu lassen. Ich beobachtete es voller Mitleid und wünschte, ich könnte ihr besser helfen.

»Ganz bestimmt!«, versicherte ich ihr mit so viel Überzeugungskraft wie möglich.

»Denkst du, dass er mich jetzt von da oben sehen kann?«, fragte Luise mit einem Blick gen Himmel. »Er fand schwarze Sachen nie so toll an mir. Aber ich finde, es ist noch zu früh, um wieder normales Alltagszeug anzuziehen.«

Alltagszeug, das waren die fließenden pastellfarbenen Gewänder, die Luise immer ein bisschen aussehen ließen wie eine griechische Göttin. Vom ersten Tag an hatte ich sie um ihr fein geschnittenes Gesicht und die tollen dunkelbraunen Haare beneidet, die sie immer in Hochsteckfrisuren trug, die so mühelos aussahen und die ich mit meinen widerspenstigen roten Locken nie hinkriegte, und um ihre makellose Haut, die natürlich im Gegensatz zu meiner keine einzige Sommersprosse aufwies.

Ich betrachtete Luise. Tatsächlich machte das Schwarz sie ziemlich blass, auch wenn die hervorragend geschnittene Hose ihre Figur sehr vorteilhaft in Szene setzte. »Ich glaube, dass Ole das ziemlich egal ist«, sagte ich. »Wenn

er dich sehen kann, dann weiß er, dass du ihn vermisst, ganz egal, was du anhast.«

»Ach Frida«, seufzte sie und fiel mir um den Hals.

»Wenn ich dich nicht hätte!«

»Aber du hast mich ja«, sagte ich und machte mich vorsichtig wieder los.

Sie nickte und ließ sich auf das Sofa sinken. »Weißt du, Ole und ich hätten noch so viel zu besprechen gehabt. Da verbringt man so viel Zeit miteinander, und dann auf einmal stellt man fest, dass das immer noch nicht gereicht hat. Im Krankenhaus hatte ich den Eindruck, dass er mir noch ganz viel sagen wollte.«

»Er hat versucht, alles zu regeln«, erinnerte ich sie. »Dieser Mitarbeiter von der Bank hat seitenweise Notizen gemacht.«

»Ich meine doch nicht nur das Geschäftliche«, entgegnete sie bedrückt. »Aber wenn ich daran denke, wie oft wir schweigend beim Essen oder im Auto gesessen haben ... Was für eine Zeitverschwendung!«

Ich hörte das mit schlechtem Gewissen. Jonathan und ich hatten es schon nach wenigen Jahren aufgegeben, miteinander zu reden, und uns stattdessen wieder getrennt. Irgendwie war es ungerecht. Ole und Luise hätten gut noch viel Zeit miteinander verbringen können, aber ausgerechnet sie wurden so brutal auseinandergerissen. Nun muss ich zugeben, dass ich trotzdem nicht so gern an Oles Stelle gestorben wäre. Jonathans Ableben wäre mir relativ egal. Wir hatten nur wenig Kontakt zueinander, insofern würde es keinen großen Unterschied machen. Ich hatte mehr gelitten, als wir noch zusammen waren. Wir waren kein gutes Paar; wir konnten uns einfach nicht aufeinander einstellen. Als er endlich seine Sachen packte und die Dozentenstelle in Toronto annahm, die er angeblich schon einmal meinerwegen ausgeschlagen hatte, war ich unendlich erleichtert gewesen. Ich forschte